Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 213. **Freitag** den 27. April **1894.** **88. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 27. April.

In der letzten **Reichstagssession** ist mehr als ein halbes Hundert **Initiativanträge** unerledigt geblieben. Darüber wird in einem Theile der Presse Beschwerde geführt, und man hört allerlei Vorschläge, wie einem solchen Uebelstande in Zukunft vorgebeugt werden könnte. Bekanntlich hat die Geschäftsordnung des Reichstags für die Berathung derartiger Anträge einen Tag in der Woche, den sogenannten Schwerinstag, vorbehalten, an welchem dieselben der Reihenfolge ihrer Einbringung nach Anspruch auf Erörterung haben. Für eine solche Fülle von Initiativanträgen aber, wie sie in der abgelaufenen Tagung vorlag, würde das Vier- und Fünffache der in einer Session zur Verfügung stehenden Schwerinstage nicht ausreichen. Hätte man die im November begonnene Session, abgesehen von der Etatsberathung, ausschließlich diesen Initiativanträgen gewidmet, so würde man heute noch bei Weitem nicht am Abschlusse angelangt sein. Da fragt sich denn doch, ob das als ein geordneter Zustand zu betrachten sei. Das Recht der gesetzgeberischen Initiative ist zweifellos ein sehr wichtiges Recht der Volksvertretung, aber seine praktische Ausübung wird in constitutionellen Verhältnissen immer nur ausnahmsweise eintreten, wenigstens soweit es sich um wirkliche Gesetzentwürfe handelt. Auch zu förmlichen Resolutionen wird eine Volksvertretung, die mit der Regierung über die wesentlichsten Aufgaben im Einklange ist, nur selten Veranlassung haben. Wenn bei uns die Initiativanträge sich in den letzten Jahren ins Ungeheuerliche vermehrt haben, so ist das zum Theil die Folge des Mangels einer solchen Uebereinstimmung, ja überhaupt eines eigentlichen Zusammenhangs zwischen Regierung und Parlament, sowie des Mangels einer compacten Majorität. Zum anderen und vielleicht größeren Theile aber erklärt sich die Erscheinung daraus, daß die Initiativanträge einfach zum Agitationswerkzeug geworden sind. Den meisten Urhebern derartiger Anträge ist es um eine parlamentarische Verhandlung über dieselben gar nicht zu thun, sie kommen sogar, wie sich bei dem Antrag Kanitz gezeigt hat, in nicht geringe Verlegenheit, wenn man sie ernstlich beim Worte nimmt. Die Hauptsache ist ihnen, daß ihre agitatorischen Ideen mit dem Nimbus eines im Reichstage eingebrachten Antrages ins Land hinausgehen, welche Absicht dann noch dadurch unterstützt wird, daß die Reichstagsverwaltung neuerdings die Gefälligkeit hat, die Motive der Herren Antragsteller mit drucken und vertheilen zu lassen. Nach diesen Vorgängen können wir ja demnächst noch eine recht nette Entwickelung des Instituts der Initiativanträge erleben. Um so weniger ist irgend eine Veranlassung, sich über neue Vorschriften zu Gunsten der Initiativanträge den Kopf zu zerbrechen, namentlich auch nicht über eine Maßregel, wie der tolle Wettkampf um die Priorität zu regeln sei. Ueber Initiativanträge von wirklich praktischer Bedeutung kann die Mehrheit des Reichstages jederzeit an einem anderen Wochentage die Berathung herbeiführen; die übrigen mögen getrost ihres Schwerinstages harren — wahrscheinlich immer mit gleichem Erfolge wie bisher.

Mit der vielberufenen **„Kladderadatsch-Affaire"** beschäftigt sich heute Maximilian Harden in einem „Ordalien" überschriebenen Artikel seiner „Zukunft". Zunächst giebt er eine satirisch-humoristische Darstellung der historischen Entwickelung des Zweikampfes, die er mit den Worten schließt: „Wer auf öffentlich ausgesprochene beleidigende Behauptungen mit einer Herausforderung zum Zweikampf antwortet, beweist erstens, daß er die Person des Beleidigers als unadelhaft und satisfactionsfähig anerkennen muß, und zweitens, daß er die conventionelle Reinigung durch den Zufall des Waffenglücks einer öffentlichen Aufhellung des Thatbestandes vorzieht." Sodann geht Harden zur Sache selbst über, indem er schreibt: „In den Zeitungen wird jetzt über die Frage gestritten, welcher Privatbrief des Redacteurs Polstorff den äußerlichen Anlaß zum Duell gegeben hat. Die Beantwortung dieser Frage ist aber ganz gleichgiltig, denn dem Suchenden bietet sich in solchen Dingen immer ein Anlaß. Die Veröffentlichung des Polstorff'schen Privatbriefes war ein bemerkenswerthes Stück publicistischer Unanständigkeit; den gegerbten Herren der Wilhelmstraße wurde damit ein jedes Dankes werther Dienst geleistet. Ganz schlau begann man die von den Gegnern leider vernachlässigte Taktik des Isolirens. Nicht Polstorff nur, sondern auch sein bekannterer College Trojan riefen laut und anhaltend nach einem Gerichtsverfahren, das ihnen die Möglichkeit geben sollte, für ihre Behauptungen den Beweis zu erbringen, aber die Batterien wurden nur gegen Polstorff gerichtet, und ein großer Theil unserer Caprivipresse erschöpfte sich in Schmähungen gegen einen Mann, der vielleicht unvorsichtig und ungeschickt, aber sicher nicht unehrenhaft gehandelt hatte. Es ist interessant, sich jetzt zu erinnern, daß Polstorff von den officiösesten Blättern zum erbärmlichsten Verleumder und Abschaum der Menschheit geworfen wurde, während der Dirigent des officiösen Corps, Herr von Kiderlen, den Beschimpften doch einer persönlichen Satisfaction für fähig hielt. Nur die wüste Preßhetze konnte Polstorff hindern, sich nach der gerichtlichen Erledigung der Sache der Forderung des schwäbischen Herrn zu entziehen. Hätten die Zeitungsleute sich objectiv verhalten und, wie es ihre Pflicht war, ohne für den Einen oder Anderen Partei zu ergreifen, den Wunsch nach unzweideutiger Klärung des Thatbestandes ausgesprochen, dann wäre der Zweikampf unnöthig gewesen. Ein Beamter hat sich, ohne dazu genöthigt zu sein, eines eclatanten Rechtsbruches schuldig gemacht und einen Familienvater, der ihn öffentlich unter Anbietung des Beweises in seiner Amtsthätigkeit angegriffen, wahrscheinlich für Monate seinem Beruf entzogen. Wenn man bedenkt, welche Coramirungen, welche einstweilen nur an gewissen Symptomen erkennbaren Vorgänge schon vorher sich abgespielt hatten, dann wird der Zweikampf erst recht interessant. Das Reptilienorchester hatte das ihm vorgeschriebene Programm tapfer heruntergespielt und durch dreiste und dumme Lügen den Sachverhalt so wirksam entstellt, daß man noch jetzt in russischen Blättern, die mitunter noch thörichter und schlechter bedient sind, als unsere, die allerliebste Behauptung lesen kann, den ganzen Unfug habe der bösartige Bismarck angestiftet und der Kaiser ein gerichtliches Vorgehen verboten, um den Mann in Friedrichsruh vor einer schmählichen Verurtheilung zu bewahren. Mit dem Knalleffect aber, der diese liebliche Weise jetzt unterbrochen hat, ist die Sache durchaus nicht beendet. Es kann uns gleichgiltig sein, wie Herr v. Kiderlen seine amtliche Thätigkeit gegen Angriffe schützen zu müssen glaubt, wichtig ist nur, daß er durch die Art dieses Schutzes die Ehrenhaftigkeit des Angreifers über allen Zweifel festgestellt hat! Damit gewinnen diese Angriffe eine wesentlich erhöhte Bedeutung, und es wird nöthig sein, nun namentlich von der Thätigkeit des Hauptbeschuldigten, des Herrn v. Holstein, jeden befleckenden Verdacht zu entfernen." — Einstweilen wird man sich schon damit begnügen müssen, daß Herr von Kiderlen-Wächter sich aus Anlaß seiner Duellangelegenheit nach Benachrichtigung der Gegenpartei der Staatsanwaltschaft des Landgerichts Berlin II zur Verfügung gestellt hat, und daß die gerichtliche Untersuchung hierauf eingeleitet worden ist. Der Stein ist damit ins Rollen gekommen und wird nicht aufzuhalten sein.

Entgegen der allgemeinen Erwartung und der bestimmten Hoffnung der **niederländischen** Regierung sind die **Wahlen zur Zweiten Kammer** für das Ministerium ungünstig ausgefallen und bedeuten vor Allem eine Niederlage des Ministerpräsidenten Tak van Poortvliet und seines Gesetzentwurfs, betr. die Erweiterung des Wahlrechts: es wurden, wie nunmehr endgiltig feststeht, 44 Anhänger und 56 Gegner des ministeriellen Entwurfs gewählt. Nach den am 12. April vorgenommenen Hauptwahlen, bei denen 33 Anhänger und 37 Gegner der Tak'schen Wahlreform gewählt worden waren, wurde allseitig vermuthet, daß die Stichwahlen dem Cabinet eine Mehrheit von zwei bis vier Stimmen verschaffen würden, wenn auch die Fahnenflucht zahlreicher Liberaler ins radicale Lager die Reihen der Freunde der specifisch Tak'schen Reform nicht so vermehrt hatte, wie es anfangs den Anschein hatte und Altliberale, Ultramontane und Antirevolutionaire sich zu ernsthaftem Widerstande vereinigt hatten. Der eigentliche Umfang der Niederlage läßt sich bis zur Stunde noch nicht übersehen, denn noch liegen keinerlei Nachrichten über die Zusammensetzung der oppositionellen Mehrheit vor. Unter den Gegnern Tak's befinden sich auch die Altliberalen, die keineswegs grundsätzlich Widersacher einer weitgehenden Ausdehnung des Stimmrechts sind; haben sie sich eine größere Zahl von Sitzen zu sichern gewußt, dann ist trotz der Niederlage des Tak'schen Wahlreformentwurfs doch die Schaffung eines beinahe allgemeinen Wahlrechts zu erwarten. Die Altliberalen halten an der Verfassungsbestimmung fest, wonach das Wahlrecht an „Kennzeichen eines gewissen gesellschaftlichen Wohlstandes" gebunden sein soll, und wollen das Stimmrecht erst mit dem vollendeten 25. Lebensjahre beginnen lassen. Der Tak'sche Entwurf vernachlässigte jene Verfassungsbestimmung und wollte das Stimmrecht schon mit dem vollendeten 23. Lebensjahre eintreten lassen. Es liegen Anzeichen vor, daß es, zumal wenn Herr Tak gehen sollte, zu einer Einigung über diese beiden Streitpuncte kommt.

Die **bulgarische** Regierung hat in dem Conflict mit der Pforte wegen der **bulgarischen Schulen in Macedonien** einen vollständigen und bedeutungsvollen Erfolg errungen. Ein Irade des Sultans gewährt nicht blos weitgehende Concessionen in der Schulfrage, sondern gestattet auch die Errichtung zweier neuer bulgarischer Bischofssitze, nämlich in Neurekop und Seres in Macedonien, sowie den Bau eines bulgarischen Seminars in Konstantinopel, wozu der Sultan sogar das Grundstück verschenkt. Die Freude über diese, die weitestgehenden Hoffnungen der Bulgaren übertreffende günstige Lösung der Streitfrage hat in Sofia zu spontanen Kundgebungen für Stambulow und den Sultan geführt, aus denen hervorgeht, welch' hohe Bedeutung man dem errungenen Erfolg beimißt. Wenn man freilich in Sofia im Ueberschwang des ersten Jubels so weit geht, den Sieg der bulgarischen Diplomatie als einen Sieg des Dreibundes über den russischen Einfluß anzusehen, so schießt man über das Ziel hinaus. Der Dreibund als solcher hat mit der Sache gar nichts zu thun. Immerhin müssen mächtige Einflüsse im Spiel gewesen sein, um den Sultan zu einem so auffallenden Abweichen von der bisherigen, zweifellos von Rußland beeinflußten Haltung der türkischen Diplomatie und zu einem endlichen Entschlusse in der Jahre lang durch leere Versprechungen hingezögerten Schulfrage zu bestimmen. Man geht wohl nicht fehl in der Voraussetzung, daß österreichische und englische Vorstellungen zur Herbeiführung der Verständigung beigetragen haben, die durch ein augenblickliches Ueberwiegen des russischen Einflusses noch vor wenigen Tagen in Frage gestellt schien. Vom Gesichtspuncte der internationalen Politik ist das Ende des Schulstreits mit großer Genugthuung zu begrüßen, da es die Herzlichkeit des Verhältnisses zwischen der Türkei und Bulgarien, die eine der zuverlässigsten Schutzwehren gegen das Eindringen des russischen Einflusses auf die Balkanhalbinsel bildet, wesentlich steigern wird. Der Sache des Friedens ist durch die Beglechung jenes Streites ein nicht zu unterschätzender Dienst geleistet worden, für den dem klugen Sinn des Sultans und der Staatskunst Stambulow's volle Anerkennung gebührt. Mit dem Erfolg Stambulow's werden nun wohl auch die Gerüchte verschwinden, welche von einer nahe bevorstehenden Demission des in Petersburg nicht genehmen Ministerpräsidenten, von einer Opferung desselben durch Fürst Ferdinand um den Preis der russischen Freundschaft wissen wollten. Daß die Person des Fürsten Ferdinand noch weit mehr anstößig in den Augen des Zaren ist, als die seines Ministers, und daß Rußland auch heute noch nicht an die Anerkennung des Fürsten denkt, hat ja erst vor wenigen Tagen sein Fernbleiben von den Coburger Hochzeitsfestlichkeiten erkennen lassen. Es war der Versuch gemacht worden, in Coburg eine Begegnung des Fürsten mit dem Großfürsten-Thronfolger herbeizuführen, derselbe scheiterte aber an dem Widerspruch des Petersburger Hofes. Dafür nun, daß man im Rathe der gekrönten Häupter Europas den Bulgaren um Rußlands Willen nicht für voll ansieht, mag derselbe in der Anerkennung des Sultans ebenso reichliche Entschädigung finden wie in den stets im Wachsen begriffenen Sympathien seiner Unterthanen. Was die Schulfrage selbst anbelangt, so sei zum Verständniß der Sache Folgendes wiederholt. Obwohl die Bulgaren in dem türkischen Macedonien den anderen Volkselementen, Türken, Albanesen, Serben, Griechen, Rumänen, zusammen nur um etwa 200 000 Seelen nachstehen, hatte die Pforte denselben bisher nur zwei Metropoliten, in Uroslib und Ochrida gewährt. Alle übrigen bulgarischen Diöcesen, in denen die bulgarische Bevölkerung die Mehrheit bildet, blieben verwaist, was insofern von großem Belang ist, als nur den Metropolitan-Diöcesen die Möglichkeit gegeben ist, Schulen nach Belieben zu gründen und mit Lehrkräften zu versehen: der Metropolit ist die höchste Behörde in Schulangelegenheiten. In den verwaisten Diöcesen gestattete die Pforte den bulgarischen Gemeinden nicht, Schulen zu unterhalten, sondern verlangte, daß Privatpersonen als Concessionaire zu errichtender Schulen aufträten. Dies hätte die Vernichtung des bulgarischen Schulwesens bedeutet, denn abgesehen davon, daß es ganz von dem Belieben der türkischen Behörden abhängt, solche Concessionen zu verweigern, könnten bereits ertheilte wieder zurückgenommen werden, wofür die griechische und die serbische Propaganda sorgen. Diesen Ungleichheiten, und man darf wohl sagen, diesen Ungerechtigkeiten gegenüber Bulgarien hat nun der Sultan durch seine Zugeständnisse ein Ende gemacht, indem er nicht nur die Erhaltung der bulgarischen Schulen, sondern auch die Errichtung zweier neuer Bischofssitze.

Deutsches Reich.

§§. **Berlin**, 26. April. Der Bundesrath, der in dieser Woche bereits eine Sitzung, am Donnstag, abgehalten hat, tritt morgen wieder zu einer Plenarsitzung zusammen. Er hat sich bereits in zwei Sitzungen mit Beschlüssen des Reichstags, die ihm überwiesen sind, beschäftigt, ist aber noch nicht fertig geworden. Morgen stehen die Gesetze über den Schutz der Brieftauben, über die Abzahlungsgeschäfte, über den Schutz der Waarenbezeichnungen und die Novelle zum Viehseuchengesetz auf der Tagesordnung. Außerdem wird sich morgen der Bundesrath über die Ausführungsbestimmungen zu dem Gesetz über die Aufhebung des Identitätsnachweises schlüssig zu machen haben, welche die damit beauftragten Ausschüsse in Vorschlag bringen. Neue Vorlagen sind dem Bundesrath in der letzten Zeit

Feuilleton.

Im feindlichen Leben.

1] Roman von J. Schwabe.

(Nachdruck verboten.)

1.

Sie sangen fortissimo: „Was blasen die Trompeten? — Husaren heraus!" und „Wer will unter die Soldaten?" und „Ich bin ein Preuße" und „Die Wacht am Rhein" und andere Soldaten- und Vaterlandslieder, und sie sangen mit solcher Begeisterung, mit solcher Ausdauer, mit solcher Selbstvergessenheit, daß man hätte denken können, es sei — eine Schaar Recruten etwa, die eben neu gedrillt und, unter Absingung jener schönen Lieder, auf etwas angenehmere Art mit dem Marschtact vertraut gemacht werde. — Aber man hörte kein Commando, kein „Rechts!" und kein „Links!", kein „Gerade aus!", kein dröhnendes Auftreten eisenfester Commißstiefel — — wie hätten sie auch wohl an die feinen Füßchen gepaßt, die da so graziös vorsichtig zwischen all den Kostbarkeiten sich bewegten, wie könnten sich rauhe Soldatenkehlen mit den köstlich frischen Mädchenstimmen messen, die da so lustig dem Tag entgegenjubelten!

Nicht daß es ein besonderer Tag gewesen wäre! Ein einfacher Wochentag nur war es, und er wird ihnen Mühe und Arbeit und Schelte — ja, gewiß auch mancherlei Schelte wird er ihnen bringen; aber sie begrüßen ihn doch mit heiterem Gesang; denn sie sind ja jung und gesund und fröhlich, und sie müssen irgend etwas thun, diese ersten und einzigen, unbedingt freien Stunden des Tages zu feiern, die einzigen, in denen kein gestrenger Chef polternd und brummend umhergeht, fast die einzigen, in denen „Madame" nicht mit geringschätzigem Achselzucken und hochmüthiger Miene jede ihrer Bewegungen überwacht, die einzigen Stunden des Tages, in denen sie unbefangen jung und fröhlich sein dürfen, sich selbst überlassen und sich selbst angehörend, frischer, freier als am späten Abend, wo der Sandmann oft gar so schnell seine einschläfernden Körner in die schönen Augen streut.

Schöne Augen! Als ob sie alle schöne Augen hätten! — Aber diese klaren, süßen Braunaugen, die so frisch und unbefangen in die Welt hineinsehen — sind sie nicht entzückend? Und jene tiefdunklen, mit dem madonnenhaften Blick, deren Besitzerin die lustigen Lieder so sentimental singt, als seien es Sterbearien einer großen Oper! — Unweit davon schauen freilich ein paar sehr helle, etwas verstehende, echt westfälische Gespensteraugen hervor — wer wird sie schön nennen? Aber das Gesichtchen, dem sie angehören, ist in solch' süße Schwärmerei getaucht, die Gespensteraugen schauen in eine ganz andere Welt, die feinen Nasenflügel beben nervös und von dem kurzen, sehr krausen und dunkeln Haar scheint ein jedes Spitzchen in fieberhafter Bewegung, während die bräunlichen Wangen krankhafte Röthe überhaucht und die blassen Lippen sehr tapfer und laut in die heiteren Weisen mit einstimmen. Fast am lustigsten sogar, denn ihre Nachbarin, mit den ebenfalls sehr hellblauen und entschieden falschen und neidischen Augen schaut sie zuweilen ganz zürnend von der Seite an, als empöre sie sich über die allzu große Fröhlichkeit, an welcher sie selbst nur in sehr bescheidener, gemessener Weise theilnimmt, denn sie versucht nur etwas ungeschickt und mit krampfhaft verzogenem Munde, sich der kräftigen Altstimme zuzugesellen, welche vollkommen ausreicht, die zehn oder elf hellen Sopране auf das Harmonischste zu begleiten.

Diese Altstimme gehört einer prächtigen Blondine, die, hochaufgerichtet, den schönen Kopf mit der schimmernden Flechtenkrone gar stolz emporgehoben, neben einer mit kostbaren Fayencen beladenen Glaspyramide steht, deren Basen und Schalen und Leuchter und Tafelaufsätze sie eifrigst von jedem Staubflöckchen zu befreien sich bemüht. Ebenso eifrig aber ist sie beim Gesang; sie hört jeden falschen Ton der Sopране, rügt und corrigirt, als sei sie der Musikdirector einer großen Oper und benutzt ihren eleganten, langfiedrigen Stäuber so gewandt als Tactstock, als habe sie ihr Lebtag die großartigsten Chöre einzustudiren gehabt.

Das ist Rose Müller, die erste Verkäuferin des weitbekannten Geschäftshauses von Conrad Haspe in A. und der Abgott der meisten ihrer Colleginnen. — Ah, Rose Müller — darüber geht so leicht nichts! Der Chef schätzt sie als tüchtige Kraft, denn sie ist eine gar gewandte Verkäuferin, welche immer ganz genau weiß, was die Leute kaufen sollen; sie spricht französisch und englisch wie ihre Muttersprache und sie — verrechnet sich niemals. Seiner blassen, blonden Gemahlin aber imponirt sie durch ein schier fabelhaftes Wissen, das Madame keineswegs erreicht, durch graziöse Manieren, die Madame nie gehabt hat, durch ein sicheres und stolzes Auftreten, das Madame nie lernen wird und durch sehr geschickte Hände, unter welchen reizende, fast künstlerische Gebilde entstehen, mit welchen Madame gar zu gern ihren Salon schmückt. — Ihre Colleginnen aber — die süßen Kinder! Wie schön sie ist diese Rose! Wie geschmackvoll sie sich anzuziehen weiß! Und diese Stimme! Und die reizenden Verse, welche sie machen kann, viel, viel schöner als Aline Winter, welche immer den Mund anfingt, und die wundervollen Geschichten, welche sie zu erzählen weiß, manchmal Abends in der halbdunkeln Ecke hinter der großen Bronzepyramide! Ah, sie sind wirklich prachtvoll diese Geschichten! — Rose aber lächelt zu diesen Lobeserhebungen ein wenig belustigt, ein wenig spöttisch, ein wenig melancholisch und doch auch dankbar, denn die Anbetung der guten Kinder thut ihr wohl in einer Atmosphäre, in welcher sie sich sonst nicht allzu wohl fühlt und die sie gerne mit einer andern vertauschen würde, wenn es nur ginge!

Es ging aber eben nicht, so oft sie es auch versuchte. Es glaubte ihr ja Niemand nur so aufs Wort hin, daß sie tüchtig etwas gelernt habe; sie hatte ja keinerlei Zeugnisse, keine Empfehlungen, und sie hatte kein Examen gemacht, auch spielte sie nicht Clavier! Ah, und sie war auch so schön! Es wollte sie Niemand als Gesellschafterin, als Erzieherin haben und so blieb sie, was sie seit ihrem sechzehnten Jahre war — Verkäuferin in kleineren und größeren und größten Geschäften. In diesem Bereiche wurde es ihr nie schwer, einen neuen Platz zu finden, wenn es ihr aus irgend einem Grunde nicht mehr behagte am alten Orte und so war sie gewandert von Ort zu Ort gleich einem Handwerksburschen und nur fünf Monate war es her, seit sie bei Conrad Haspe eingetreten.

Und die Stutzer der Stadt erzählten sich gar bald von der neuen glänzenden Erscheinung in dem wohlbekannten, meist nur vom vornehmen Publicum der Stadt besuchten Geschäftshause, auch sie rühmten ihre Schönheit, ihre Gewandtheit, ihren Geist, ja, sie rühmten sogar ihren Geist und bedauerten nur das eine, daß sie gar so stolz und spröde sei und sich nicht ein einziges Mal verleiten lasse mit ihnen ins Theater zu gehen, oder in ein Concert, oder doch wenigstens in eine Conditorei! Das war einfach albern von dem Mädchen. Sie könnte wirklich ihr Glück machen! Aber wenn sie solch ein Tugendrache war! — Die gestrenge Frau Haspe aber hatte sehr gelacht über den „Tugendrachen" und hatte die Bezeichnung außerordentlich schmeichelhaft gefunden, und Rose lachte auch, hell und lustig — — was gingen sie die Stutzer von A. an?! „Aber Rose", sagte Aline Winter, das Mädchen mit dem Madonnengesicht und den sentimentalen Augen, — „es könnte doch Einem einfallen, Sie heirathen zu wollen!"

„Nein, Aline", entgegnete Rose sehr bestimmt, „es wird keinem einfallen, mich heirathen zu wollen.

„Aber, Rose, — Herr Ferdinand Meyer —"

„Gott soll mich bewahren!" wehrte sie ab.

„Und der Cassirer bei Wendler und Enke —"

„Wenn Sie Lust dazu haben —"

„Rose, Rose, Sie können doch unmöglich eine alte Jungfer werden!"

„Warum nicht? Das wäre doch noch kein Unglück." Sie sagt es ganz seelenruhig und gelassen — ihre sämmtlichen Colleginnen erstarrten fast in Verwunderung.

„Aber Rose!" riefen endlich, schier entsetzt mehr als zehn paar frische Lippen zugleich.

„Und bis an ihr Lebensende wollen Sie verkaufen — Fayencen und Likörkasten und Fächer und all das Zeug?" ließ sich Klein Lulu, der bildhübsche, dunkeläugige Backfisch ganz ängstlich vernehmen.

„Ich hoffe nicht; aber, wenn es sein muß, auch das — lieber, als Ferdinand Meyer heirathen, oder Herrn Weber, oder sonst Jemand —"

„Der Ihnen nicht gut genug ist", sagte Fräulein Hubert, die blasse Blondine, mit den neidischen Augen, etwas boshaft.

„Ganz recht, mein Fräulein — der mir nicht gut genug ist", bestätigte Rose trocken und stäubte mit solcher Energie an einer Vase herum, daß es fast aussah, als habe sie in Gedanken eine ihr unliebsame Persönlichkeit unter den Händen, an welcher sie ihren Zorn auslasse. „Aber Rose, Sie werden sie zerschlagen!" rief die kleine Westfälin mit den Gespensteraugen, aufs Höchste beunruhigt. „Keine Sorge, Mietzchen, ich zerschlage nie etwas", entgegnet Rose und stellt die Vase gelassen an ihren Platz zurück. Nun greift sie nach der nächsten Schale — da fällt ein dunkler Schatten über ihre Hand. Verwundert schaut sie auf und ihre großen meerblauen Augen öffnen sich weit vor Erstaunen — unweit von ihr, im Rahmen der offenen Thür steht eine hohe — schwarze, verhüllte Gestalt. Alles ist schwarz an ihr, die tiefe Trauerkleidung, das nachtdunkle Haar und — die Augen!

Tiefe Stille legt sich über die lustige Gesellschaft und Rose beeilt sich, von ihrer Pyramide her, um ein halbes Dutzend Tischchen herum, an Blumenständern und Arbeitskörben vorbei, möglichst geräuschlos hinter den Ladentisch zu kommen, von wo aus sie die schwarze Dame bescheiden fragt: „Womit kann ich Ihnen dienen?"

Die Dame aber tritt nur ein paar Schritte näher, mustert ihre Umgebung mit einem raschen prüfenden Blick